

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Freitag, 3. Januar.

1930.

(6. Fortsetzung.)

Maximum.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hans Schulze.

Ein Duft von reifem Korn, von Klee und Lupinen lag wie eine Verheißung künftigen Segens über dem sommerlichen Lande. Bienen summten, dicke Hummeln zogen wilde Kreise und prallten dann wieder in ferne Weiten zurück. Drüben an der Wand des Waldes strebten junge Birken schlank und heiter zur Höhe, dahinter zog ein Buchenschlag eine kleine Talsenkung hinab. In wundervollen tiefen Farbtönen blaute der See zwischen den grausilbernen Stämmen hindurch. Geheimnisvoll, einem Stummen gleich, den es zu sprechen drängt. —

Da klang auf einmal der Ruf einer hellen Kinderstimme durch den großen Morgenfrieden: ein rotes Köpfchen flatterte an einer Biegung des Sommerweges auf. Die älteste aus der Neumannschen Kinderchar stürmte auf flinken Beinen durch den fliehbenden Sand.

„Gnädige Frau“, rief sie schon von weitem, „man sucht Sie überall. Ulla ist ins Wasser gefallen!“

Mit krampfhaftem Griff umspannte Daisy den braunen Kinderarm. „Lebt sie, Liesel? So sprich doch, um Gotteswillen!“

Die Kleine nickte, noch ganz atemlos. „Der fremde Herr, der seit gestern bei uns wohnt, hat sie herausgeholt!“ —

Wie Daisy so schnell zum Gutshofe zurückgekommen war, wußte sie selbst nicht. Auf einmal stand sie vor dem riesigen Ehebett des Neumannschen Schlafzimmers, aus dessen Kissengebirge ihr Ursula in ihrer ganzen quackelbernen Munterkeit die feinen Armchen entgegenstreckte.

Mit einem unterdrückten Schrei riß sie das Kind an sich, wie eine große Woge ging ihre ganze heiße Mutterliebe über sie hinweg. „Ursula!“, sagte sie zwischen Lachen und Weinen, „Ursula!“

Die Kleine strich ihr lieblosend über die blassen Wangen. „Nicht weinen, Mutti! Ich wollte mir ja nur eine Seerose pflücken. Bis mich der Dufel hierher brachte!“ Ihre dunkelblauen kugelförmigen Kinder-Augen gingen suchend zum Fenster, wo Achim mit den Müllersleuten in leisem Gespräch stand.

Mit einem raschen Schritt trat Daisy auf ihn zu. „Wie soll ich Ihnen das jemals danken?“

„Ach bitte, keine Ursache, gnädige Frau!“, wehrte Achim ab, sich tief über ihre Hand neigend. „Ein kleines Morgenbad! Wirklich nicht der Rede wert!“

„Sagen Sie das nicht, Herr Baron!“, mischte sich jetzt Herr Neumann ein. „Das ist eine verdammt gefährliche Stelle, wo die Kleine verunglückt ist. Der Fritz vom Gärtner wäre im vorigen Jahr dort um ein Haar ertrunken. Auch der Herr Baron hat ja erst zweimal tauchen müssen, ehe er Ursula aus den Schlingrosen herausgebracht hat!“

Daisy hatte sich in einer jähen Schwächeanwandlung auf einen Stuhl niedergelassen; wie eine Eiseshand griffen die letzten Worte des Müllers an ihr Herz. „Das werde ich Ihnen nie vergessen!“, sagte sie leise, von neuem mit den Tränen kämpfend.

Eva, deren energischer Art jede Sentimentalität widerstrebte, hielt jetzt den Augenblick für den Rückzug gekommen.

„Ermanne dich, Daisy!“, sagte sie. „Wir wollen Ursula zu Hause ein paar Stunden ins Bett stecken. Dann wird der Schaden bald wieder behoben sein! Und der Herr Baron“, schloß sie mit einem leisen spöttischen Lachen, „wird vielleicht auch gern erst einmal trockene Sachen anlegen!“

7.

Acht Tage waren ins Land gegangen, acht Tage, so blau und sonnendurchleuchtet wie ein einziger großer Afford quellenden Lebens. Das weiße Haus am See mit seinen grünen Fensterläden und dem feinen hellen Gartenjaal war Achim wie zu einer zweiten Heimat geworden, die er schon seit seiner Kindheit zu kennen glaubte.

Die glückliche Errettung Ursulas aus dem Schlamm-tode der Groß-Kausener Gewässer hatte rasch eine Brücke zwischen den drei Menschen geschlagen, deren kleine Gemeinschaft schon zwei Tage später einen unerwarteten Zuwachs erhalten hatte.

Wie vom Himmel hereingeschneit war nämlich eines Abends ein alter Schulfreund Achims, Dr. Joachim Hardt, auf Groß-Kausen eingetroffen, ohne jede vorherige Benachrichtigung oder Anmeldung, wie er stets von seinen großen Auslandsreisen heimzukommen pflegte, die ihn früher durch die ganze Welt geführt hatten und sich erst seit Kriegsende auf den engeren Umkreis Europas beschränkten. Er hatte in Gardone, wo er sich nach einer längeren Winterfahrt durch Süditalien und Sizilien für einige Wochen niederlassen wollte, einen verzweifeltsten Brief Dr. Edwards vorgefunden, in dem ihn dieser ohne Achims Wissen in der Zeit der höchsten Not kurz vor dem Todessturz „Maximums“ auf das dringendste um seine pekuniäre Unterstützung angegangen war.

Und ohne Besinnen hatte er sich wieder in den Brenner-Zug gesetzt und war Tag und Nacht nach Berlin weitergereist, um hier zu seinem größten Erstaunen zu erfahren, daß Achim seine traditionelle Wohnunag im „Eiplanade“ nach restloser Abbedung seiner sämtlichen Verbindlichkeiten ganz unerwartet aufgegeben habe und ohne Bezeichnung seines näheren Reiseziels ins Ausland gegangen sei. Mit Mühe hatte er die Privatadresse Dr. Edwards festgestellt und war nach kurzer telephonischer Verständigung durch den getreuen Exsekretär noch am gleichen Tage im Auto nach Groß-Kausen herausgekommen.

Achim war über diesen Beweis von Freundestreue gerade von Seiten Dr. Hardts, mit dem er in letzter Zeit mehrfach in recht erhebliche Differenzen über seine planlose Lebensführung geraten war, tief betroffen gewesen. In einer langen, ernststen Unterredung hatte er jede finanzielle Hilfe des Freundes, der zwar über bedeutende, jedoch nicht unbegrenzte Mittel gebot, dankbar, aber entschieden abgelehnt und ihm erklärt, daß er sich aus eigener Kraft wieder ein Vermögen zu schaffen wissen werde, wie er es in den letzten Kriegsjahren schon einmal aus dem Boden gestampft habe. Und in der Tat hatte ihm sein ersfinderischer Geist und seine unseugbare kaufmännische Begabung inzwischen

bereits wieder einen Weg zu neuem Reichtum gewiesen.

Bei seinen Wanderungen durch das Groß-Rausener Forstrevier hatte er festgestellt, daß ein großer Teil der prachtvollen Kiefernwaldungen durch den Kahlfraß eines berüchtigten Schmetterlings, der Eule, einem vorzeitigen Untergang geweiht war und zur Verhütung weiteren Unheils im Umfang von Tausenden vor Morgen so bald wie möglich abge schlagen werden mußte. Achim, der im Eisenbahnministerium eine einflußreichen Freund hatte, hatte sofort den Plan gefaßt, durch dessen Vermittlung mit dem Eisenbahnfiskus einen großen Schwellenlieferungsvertrag zustandezubringen und diesen Vertrag dann entweder an einen Großunternehmer gegen eine entsprechende Abfindung weiterzugeben oder die Abholzung der gefährdeten Waldgebiete und die Verarbeitung des von ihm auf etwa eine Million Festmeter geschätzten Schwellen- und Grubenholzes selbst in die Hand zu nehmen. —

Dr. Hardt hatte auf Achims Bitte das Nachbarstübchen im Giebel des kleinen Logierhauses bezogen, und die beiden Freunde häuften zusammen in ihrer lustigen Höhe wie einst in ihrer fernern Knabenzeit auf der Ritterakademie in Liegnitz.

Das Leben im Schloß hatte sich unterdessen mehr und mehr in den Formen ländlicher Ungebundenheit und Kameradschaftlichkeit entwickelt. Der Vormittag gehörte altem Herkommen gemäß ganz dem See und seinen goldenen Sonnen des Bades. Da lag man oft Stunde um Stunde in dem heißen Sonnenbrand des weißen Badestrandes, der wie ein verzaubertes Dürfemärchen in den weiten Ring des Waldes eingebettet war. Der See ein einziges Gleiten und Glitzern, Buchengrün und blauer Himmel, wie ein zartes, lose verschwendes Seidenzelt bis zu den weichgetuschelten Schatten der fernen jenseitigen Uferhöhen hinüberdämmernd.

Im Wasser gab es dann mancherlei lustige Wettspiele, vor allem Eva war eine ausgezeichnete Schwimmerin, so daß selbst der sportgestaltliche Achim mit ihr über längere Strecken kaum mithalten vermochte. Sie tauchte wie ein Fischotter und wagte sich zu Daisys stillem Entsetzen zuweilen ganz weit auf den See hinaus, daß das matte Rot ihrer Badekappe nur noch wie ein schwacher Tupfen auf dem schimmernden Grunde des Wassers erkennbar war.

Dr. Hardt, der neben einer großen musikalischen Begabung auch über ein starkes zeichnerisches Talent verfügte, hatte ihren wundervoll modellierten Körper bereits in einer Anzahl feder Stützen festgehalten und entdeckte täglich neue Bewegungsmotive in der klassischen Rhythmik ihrer knabenhaft schlanken Glieder.

Ihren größten Reiz aber entfaltete Eva in der jauchzenden ausgelassenheit des Schleusenbades, mit dem sie von jeher in einer alten, verlassenen Schleuse des Obersees ihr Morgenbad zu beschließen pflegte. Da stürmte sie in übermütigem Tanz durch die Sturzen der von allen Seiten tosend hereinbrechenden Fluten oder stand in dem durchsichtigen Sprühnebel der leuchtenden Wasserkastaden wie eine neue Melusine, hold und schlank, und Frau Einsamkeit hütete mit großen, stillen Augen das Geheimnis ihrer fessellosen Entschleierung. —

Die Nachmittage gehörten weiten Ritten und Wagenfahrten durch die Groß-Rausener Forsten, und abends fand man sich meist im Gartenaal des Schlosses um den prachtvollen Blüthner-Flügel oder auf der offenen Parkterrasse zusammen. Dr. Hardt spielte mit Eva alle ihre Lieblinge aus dem uner schöp flichen Schatz der Chopinschen Nocturnos oder begleitete Daisy zum Gesang. Und draußen webte der Frieden der blauen Juni nacht, viele Sterne standen am Himmel, und die Welt lag irgendwo weit hinter den Wäldern. —

Achim ging durch den schleierlosen Glanz dieser Frühsonnertage wie ein Träumer mit wachen Augen. Ihm war es oft, als ob er all ihre Sonne, all ihren Zauber mit der ganzen Kraft seines Herzens zurück-

halten müsse, und er fühlte doch wieder, wie die Stunden, die seine heiße Sehnsucht am liebsten in alle Ewigkeit gedehnt hätten, ihm unwiderbringlich unter der Händen entglitten gleich den flüchtigen kleinen Wellen des Sees. Wie eine Fahrt ins Glück war diese Reise gewesen, die alle Selbsteit der Welt über ihn ausgeschüttet hatte, daß ihm das Herz zuweilen vor Freude stillzustehen schien. Alle Erinnerungen an vorausgegangene Leidenschaften waren wie mit einem Schläge in ihm ausgelöscht.

Es gab keinen Vergleich zwischen einem Einst und der Gegenwart; wenn er an Daisy dachte, so webte es in ihm wie eine helle, klingende Musik und eine Reinheit und Innigkeit der Empfindung, die ihn hoch über sich selbst erhob. In Scham und Erbitterung rang er oft gegen die Sinnlosigkeit eines Schicksals, das diese zarte, blonde Frau erst jetzt in sein Leben gesandt und ihn so lange wie mit Blindheit geschlagen hatte, daß er das Höchste und Kostbarste, was ein Mensch zu vergeben hat, in kleiner, gemeiner Münze vergeudet, verzettelt hatte. Und groß und drohend erhob sich am Rande seines Denkens immer wieder das Gespenst jenes Vertrages, um den er seine Ehre verkauft hatte, den er um jeden Preis wieder aus der Welt schaffen mußte, und wenn er selbst sein Leben darum geben sollte.

Er zitterte bei der bloßen Vorstellung, daß Daisy je von diesem heimtückischen Pakt erfahren könnte, der eine so schimpfliche Besudelung ihres reinen Frauentums in sich schloß. Er dünte sich in ihrer Nähe oft wie ein unentdeckter Verbrecher, dem ein Zufall jeden Augenblick die Maske vom Gesicht reißen und ihn in seiner ganzen Erbärmlichkeit enthüllen konnte. Und das Bewußtsein dieser erdrückenden Schuld fraß sich allmählich wie ein schleimendes Gift immer tiefer in seine Nerven ein, daß ihn die Gegenwart Daisys zuweilen ganz unsicher und haltlos machte, und er halbe Nächte schlaflos lag, in fiebernder Ungebuld dem Anbruch des neuen Tages entgegenharrend, um sich dann am Morgen mit Gewalt zu dem gewohnten Gang nach dem Schloß zu zwingen, der ihm das Wiedersehen mit der Geliebten bringen sollte. —

Daisy entging diese wachsende Unsicherheit und Zurückhaltung Achims keineswegs, so sehr er sich auch mühte, hinter dem Anschein einer gelassenen Unbefangenheit das Gesicht zu wahren. In ihrer aufrechten, geraden Art verhehlte sie sich nicht, daß Achim mit seiner ritterlichen Erscheinung und der stolzen Unbekümmtheit und Unabhängigkeit seiner ganzen Welt- und Lebensauffassung vom ersten Augenblick an einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte. Eine seltsam weiche Stimmung, war in ihr, ein Hoffen und Wünschen, das noch kein Ziel und keinen Namen hatte und sie doch immer wieder mit der Gewalt eines stillen Heimwehs überkam. Noch hielt das starke Pflichtgefühl, das bisher auch ihre Haltung in der Scheidungsfrage bestimmt hatte, die wachsende Neigung danieder. Aber sie fühlte tiefinnerlich, wie all das, was in den Jahren einer kühlen Konvenienzehe in halber Erstarrung in ihr geschlummert hatte, zu einer neuen Entfaltung empordrängte, wie die schon halb verschüttete und vergessene Jugend wieder an ihr Herz pochte, daß auch über sie einmal das Glück einer Liebe kommen möchte.

So saß sie oft, wenn im Schloß alles zur Ruhe gegangen war, noch lange an ihrem Schlafzimmersfenster und lauschte auf das stille Wachsen und Sprossen, das Geheimnis des Werdens, das die schweigende, blühende Nacht wie ein Zauber umspann. Ein großer heller Stern leuchtete in glänzender Klarheit gerade zu Häupten der einsamen jungen Frau, dahinter über dem Wipfelsaume des Waldes blinkten kleinere Sterne, unsicherer, entfernter. Je näher der Morgen kam, um so matter glänzten diese, bis einer nach dem andern erlosch und verschwand. Und nur noch der helle Stern stand noch lange Zeit und leuchtete mild und klar wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Januar.

Es war die Weihnacht wie ein Glöckchen
Und wie ein Licht, von Gott gesandt,
Das, hold umweht vom Kinderfingen,
Beglückend vor uns auferstand.

Dann kam Silvester wie ein Sichbesinnen
Auf alle Dinge, die unsterblich sind,
Ein hoffnungsreiches Neubeginnen,
Ein himmelnahe Gotteskind,
Das lichte Lese, dunkle Lese
In seinen zarten Händen hielt,
Ein Kind, um dessen reine Schläfen
Der Schicksalswind verwirrend spielt.

Nun liegt die Weihnacht und die Jahreswende
Schon weit zurück wie schöne Tage.
Wer rüstig rührt die nimmermüden Hände,
Dem wird ein Leuchten sein in jedem dunklen Tage.
Hans Gäßgen.

Tierfinder.

Von Paul Ciper.

Als ich das erste Mal einen jungen Löwen auf dem Arm hatte, war ich selbst noch ein kleiner Junge und trug, der damaligen Zeitmode entsprechend, ein schottisch-farbiertes Röckchen. Der kleine Löwe war als Ehrengast zur Hochzeit des Direktors eines zoologischen Gartens — gewissermaßen als Nachspeise — serviert worden, wenigstens war das die Absicht des Wärterpersonals. Als aber der Schließkorb aufgemacht wurde, soll ich kleiner Knirps wie ein Wilder auf das gelbe Kakentier losgesprungen sein und, sobald der Wärter versuchte, den Löwen seinem Zwecke zuzuführen, habe ich das wilde Raubtiergeheul ausgestoßen, das aber gar nicht königlich geklungen haben soll.

Nun, in den darauffolgenden Dezennien sind noch manche kleine Löwen auf meine Arme gekommen, auch ein kleiner Mandschutiger und verschiedene Leoparden, Panther und Pumas. Es gibt nichts Liebenswürdigeres, nichts, was mehr zu Bärlichkeiten verlockt, als junge Kakentiere. Während diese Zeiten geschrieben werden, spielt meine tibetanische Tempeltänzerin mit ihren vier Kindern neben dem Schreibtisch und „singt“ von Zeit zu Zeit, das heißt, sie stellt sich an meinem Bein hoch, reißt den Kopf an mein Knie und gurrte ein paar Laute, die sagen sollen: „Komm mal ein wenig zu uns auf den Teppich, lieber Freund!“

Aber junge Löwen sind ganz besonders lieb — und grotesk. Am gelben Fell stehen noch die weißen Kinderflecken, die Ohren sind wie aus Plüsch und viel zu groß, die Pfoten breite Ungeheuer, schwerfällig und hilflos in ihrer Dade; ein Löwenkind hat es eben furchtbar schwer, zu gehen; daher macht es auch einen Katzenbuckel, und wenn es stehen bleibt, schiebt der schnurrende Zwerg die eine Hinterpfote nach seitwärts aus, gewissermaßen als Steuer und Stützpunkt.

Da ist das Elefantentier wesentlich selbständiger. Der Berliner Zoo hat bekanntlich von der indischen Elefantenkuh „Toni“ ein Kind bekommen, und schon nach 14 Tagen konnten die begeisterten Zoobesucher erleben, wie der noch nicht ein Meter hohe Sprößling plötzlich mit schnellen, schlängelnden Schrittschritten um seine Mutter herumspaziert, hinüber zum Strohhäufchen, sich mutwillig in das weiche Lager schmitzt und anfang, die graue Leibwalze drin herumzuwälzen. Schon standen alle vier Beine in der Luft, da kam die Mutter, die im Gegensatz zu dem afrikanischen Elefanten kleine Ohren hat, und legte mit ihrem Rüssel etwas Heu zusammen, das sie langsam über ihr ausgelassenes Töchterchen hinunterrieseln ließ. Da hat es gequiekt wie ein Hauschwein, ist aufgesprungen und hat sich unter den Leib der Mutter gestellt — an die mütterlichen Quellen der Ernährung.

Als ich vor einiger Zeit im Akklimatisationsgarten an der Riviera war und die Aufgabe erhalten sollte, zwei wertvolle Affentierchen nach Berlin zu bringen, einen niedlichen, kleinen Schimpanse und den Gorilla „Bobby“, da habe ich mir gedacht, daß auch bei den Tierfindern die Liebe durch den Magen geht. Ich mußte ja schnell ihr Zutrauen erwerben, denn sie sollten der Sicherheit wegen die zwei- und vierstündige Eisenbahnfahrt im Schlafwagencoupee mit mir verbringen. Also beschaffte ich mir eine Schüssel ganz frisch gekochten Milchreis und ging mit einem großen Löffel zu den beiden Tieren in das Gehege. Raum sah ich auf der Schlafstätte, da hockten alle zwei dicht an meinen Beinen und speerten die „Schnäbel“ auf. Da, das schmeckte! Und als ich das zweite Mal (am Abend) kam, begrüßten sie mich schon mit hellen Freudenlauten, als ich noch in fünf Meter Entfernung von ihrem Käfig war.

Bären sind bekanntlich die Spahmacher unter den Tieren. Raum, daß die Kleinen kriechen können, treiben sie bereits Schabernack mit ihrer Mutter, schleichen von hinten herbei, beißen die „würdige Dame“ an unpassenden Stellen ins Fell und laufen dann über den meist feuchten Steinboden mit solcher Behemung davon, daß sie die motorische Kraft nicht mehr bremsen können. Da passiert es dann, daß solch ein Bursche übers Ziel hinausschießt, mitten hinein in den Babetümpel und jämmerlich zu schreien beginnt, so daß die Mutter erschrickt. Sie kommt brummend herbei, packt ihren Sohn im Genick und zieht die „tropfende Wasser-ratte“ aufs Land hinauf. Dann setzt sie sich in Positur, lehnt sich mit dem Rücken gegen den Stamm des Kletterbaumes und drückt mit den Vorderpfoten das zappelnde Etwas an ihre Brust, gibt ihm Wärme und Nahrung zugleich.

Das junge Dromedar stützt auf überlangen Beinen durch den Sand, bleibt dabei dauernd neben der Alten, die witternd und leise schnaubend das weite Gehege durchschreitet. Wenn aber die Sonne das Lodenfell des Kindes besonders gut durchwärmt, wird aus dem statfigen, stillen Dromedarföhlchen plötzlich ein übermütiger Kobold. Tsch wirft es den Kopf nach oben, schnellst ein paar Sprünge nach vorn, das Schwänzchen ragt steil geradeaus, und nun hockt das Tier, zieht alle Beine an und hockt wie ein Böcklein vorwärts, rückwärts, prescht zur Seite und ist so vergnügt, daß jenseits des Gitters der würdevolle sibirische Kamelhengst verwundert aus seiner lethargie aufschaut; denn nun tobt links von ihm das kleine Dromedar und rechts — ebenso übermütig — das Wisentkälbchen, dem eben die Hornzapfen auf der Stirn sprossen.

Herr Professor Meyer.

Eine heitere Geschichte von Otto Neurath.

Der Regen fiel in dichten Strähnen vom graumwölften Himmel, und der Wind kammte die Bäume, daß die rost-roten Blätter in Rudeln dahinfegten.

Im überheizten Zimmer sah Herr Professor Meyer und schmöterte andächtig in seinem geliebten Homer. Aus der dampfenden Pfeife stiegen blaue Rauchwölkchen zur Decke.

Mitten in diese behagliche Ruhe hinein schallte die Türklingel. Professor Meyer öffnete.

Vor ihm stand ein Bote der Schulbehörde, der ihm mitteilte, der Herr Oberschulrat Schneider wünsche den Herrn Professor zu sprechen.

Der Herr Professor machte sich bedächtig auf den Weg und kam nach wie eine Kacke bei dem Herrn Oberschulrat an. Nach kurzer Besprechung und freundlichem Händedruck ging er wieder nach Hause, setzte sich schmunkelnd an seinen Tisch und schmöterte andächtig in seinem geliebten Homer. Aus der dampfenden Pfeife stiegen blaue Rauchwölkchen zur Decke.

Der Bedier des Fernsprechers scheuchte ihn aus seinen Gedanken, zog ihn fort von den ruhmreichen Kämpfen der herrlichen Helden.

Der Herr Oberschulrat liehe den Herrn Professor fragen, ob er wohl aus Versehen seine Gummischuhe angezogen habe.

Der Herr Professor wußte es nicht. Er sah im Flur nach und fand zu seinem Staunen die fremden Überschuhe. Umständlich hat er um Entschuldigung und ließ bestellen, er bringe sie sofort dem Herrn Oberschulrat persönlich hin.

Der Herr Oberschulrat hatte freundliches Verständnis für die Zerstretheit seines Herrn Kollegen und begleitete ihn schmunkelnd zur Tür.

Zu Hause angekommen, rückte er sich seinen Stuhl an den Tisch heran und schmöterte wieder andächtig in seinem geliebten Homer. Aus der dampfenden Pfeife stiegen blaue Rauchwölkchen zur Decke.

Und wieder wurde er aus seiner Arbeit gerissen. Der Fernsprecher rasselte laut und grell.

Herr Oberschulrat Schneider möchte den Herrn Professor sprechen.

„Ja, bitte!“

Der Oberschulrat war auch jetzt wieder voll Freundlichkeit und Milde. Ob der Herr Professor wohl bei seinem zweiten Besuch den Schirm des Herrn Oberschulrats mitgenommen habe.

Der Herr Professor wußte es nicht. Sah aber nach und fand zu seiner Bestürzung den Schirm tatsächlich vor.

Er entschuldigte sich unzählige Male und erklärte, er werde den Schirm selbstverständlich sofort persönlich bei ihm abgeben.

Der Herr Oberschulrat hielt es jedoch für besser, den Schirm abholen zu lassen. Und das war gut, denn sonst wäre die kleine Geschichte bestimmt noch nicht zu Ende gegangen.

* Dietrich von Hildebrand: „Die Ehe“. (Verlag „Ars sacra“, Josef Müller, München.) Ein Ehebüchlein, aber nicht im üblichen Sinne praktischer, soziologischer oder medizinischer Hinweise. Es geht dem Verfasser darum, den Ursprung der Ehe wieder sichtbar zu machen als die höchste Form menschlicher Liebe. Vom Sakrament der Ehe beginnend, durch Religion und Philosophie dringt er zum Menschlichen vor. Der Sinn der Ehe ist ihm im Aufgehen füreinander zugleich wechselseitiges Sich-Ergänzen und Sich-Entfalten, Lebenseinheit soll Vertiefung und Verklärung schaffen. Das Büchlein ist ein Hommus der „idealen Ehe“ in tieferer als der herkömmlichen Bedeutung; denn wirklicher Idealismus hat hier die Feder geführt, der sich vom dunklen Grunde unserer Zeit um so leuchtender abhebt. Dabei bewahrt der Verfasser sich als guter Psychologe, wo er von der Überwindung tragischer Zwiespälte spricht. Kupfertiefdrucke nach berühmten Werken der bildenden Kunst bereichern dem Büchlein zu besonderer Zierde. Is.

* Paul Oskar Höcker: „Die Meisterpionier“, Roman. (Verlag Scherl, Berlin.) Paul Oskar Höcker behandelt in seinem neuen Roman ein äußerst aktuelles Thema: Die Werkpionier. Ungeheuer spannend baut sich der Roman auf, atemlos folgt man den sich überschneidenden Ereignissen und Verwicklungen. Die ganze Atmosphäre, die durch die Werkpionier geschaffen wird, die dunklen Existenzen, deren sich die Pionier bedient, und die glückliche Lösung; alles das ist meisterhaft geschildert.

* Karl Benno von Mechow: „Das ländliche Jahr“, Roman. (Verlag von Albert Langen, München.) Ein ganz schlichter Stoff: wie das Jahr sich rundet in der Arbeit um die Äder und Wälder einer deutschen Dorfgemeinschaft, und wie ein junges, vornehmes, etwas zaghaftes Mannesherz fest und reif wird in dieser Arbeit. Ein ganz grober Stoff: der demütige Dienst des Menschen an der Erde, der edelste Menschendienst, wenn ihn einer mit so reinen Händen tut wie dieser junge Inspektor: kein Geld, kein Reichtum, aber ein lauterer, ganzer Mensch. Darum scheiden sich auch an ihm die Geister: Kinder und kluge Alte fallen ihm zu, die Selbsttötungen mögen ihn nicht leiden. Es geht diesem jungen Mann auch gar nicht sehr gut in diesem Jahr: es ginge ihm besser, wenn er schlechter wäre. Aber von fern her leuchten ihm gültige, kluge Mutteraugen durch das Gefirnis der Menschenniederung.

* „Dolomiten-Sagen“. Gesammelt und bearbeitet von Karl Felix Wolff. (Verlag von G. Ferrari, Bolzano.) Von der durch den Bozener Schriftsteller Karl Felix Wolff veranstalteten Sammlung der schönsten Dolomiten-Sagen liegt nun auch das dritte, in sich geschlossene Bändchen vor. Es zeigt ein feines Verständnis für die mythenbildende, der heimatischen Landschaft stark verwurzelte Volkspoesie, die subtile Bearbeitung wahrt durchaus die Schlichtheit und Frische der volkstümlichen Erzählung. In den seltsamen Mären, die von den Deutschen und Ladinischen Bergbewohnern vielfach durch Generationen weitererzählt wurden, belebt sich die Natur mit geheimnisvollen Mächten, greift in das Menschenschicksal ein, die enge Verbundenheit mit der Muttererde wird noch überall spürbar. Bismarck zeigen sich in anderer Form bekannte Sagenmotive, die in alten Märchen und Geschichten immer wiederkehren. Der Freund echter Volkspoesie wie überhaupt der Mädchenromantik wird gleich dem volkstümlich-Interessierten von diesen Büchern Gewinn und Anregung haben. Is.

* „Einführung in das Götterreich der Luft“. Von einem Karren aus der Stadt des Erasmus. (Verlag Pustet, Sittenheim i. Rhg.) Ein Buch voll eigenartiger Gedanken, ein Ringen um neue Formen, neuen Sinn der Menschengemeinschaft, radikal in seinen Tendenzen; in der äußeren Gestalt eine seltsame Mischung biologischer Erkenntnisse mit philosophischer Spekulation, stilistisch von dem Pathos des „Zarathustra“ Nietzsches entscheidend beeinflusst. Der Verfasser (in der barocken Maske des „göttlichen Karren“ sich vorstellend) sieht den Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, er will Alles fort-treiben, um Zukunftverheißendes an seine Stelle zu setzen. Gegen die Verherrlichung des Leibes, die Passivität des Erduldens wendet er seine Worte, verheißt ein neues Reich der Luft, allein es scheint doch ein gutes Teil Utopie in seinen Gedanken. Anthropologische Begriffe durchziehen die moderne Abstammungslehre. In jahrhundertlanger Bastardierung, Blutmischung des nordischen und südlichen Menschen

sieht der Verfasser das Unglück der europäischen Geschichte und Menschheitsentwicklung. Von dem sich rein vererbenden nordischen Menschen ertäumt er das Heil der Welt, ihn deutet er als Erben des Edelmenschen der Vorzeit, wenn der südliche Stamm längst untergegangen. Zur Beweisführung werden biologische Einzelsätze bis zum Einzeller herangezogen; Eros erscheint als einziger Motor alles Geschehens. Ein Buch, aus dem Geist und der dunklen Sehnsucht der Zeit heraus geschrieben, fraglich aber bleibt, ob ihm gelingt, für jene Überwindung der Zeit, zu der es hinstrebt, wirkliche, brauchbare Wege zu erschließen. Is.

= „Lehrbuch des Dirigierens.“ Mit zahlreichen Notenbeispielen. Von H. Scherchen. (Verlag J. F. Weber, Leipzig.) Es ist ein Irrtum: das Dirigieren ließe sich nicht erlernen, man müsse dazu geboren sein oder erlerne es nie. Scherchens Buch will zeigen, daß auch die Kunst des Dirigierens ihre bestimmte Technik hat, die erlernt werden kann. Demnach zerfällt das Buch in drei Hauptteile: 1. vom Dirigieren; 2. Orchesterkunde; 3. Dirigent und Werk. Der Schüler wird also nicht nur mit den Anforderungen des Dirigierens im engeren Sinne bekannt gemacht; die Orchesterkunde beruht auch über die technischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Instrumente und die an sie zu stellenden Anforderungen. An Hand von hundert von erläuterten Notenbeispielen gibt Scherchen ein reiches Studienmaterial. In dem Schlusskapitel „Beispiele aus der Praxis“ werden drei Orchesterwerke: Beethovens 1. Sinfonie, „Till Eulenspiegel“ von R. Strauß und „Geschichte vom Soldaten“ von Strawinsky aufs genaueste dirigiert technisch durchgenommen. Es handelt sich hier also um einen vollkommenen Studiengang für den Dirigierschüler, wie es denn auch den fertigen Dirigenten und überhaupt jeden Musiker — besonders auch den Orchestermusiker — interessieren muß.

* Alfred Hein: „Eine Kompanie Soldaten“. In der Hölle von Verdun. (Verlag W. Köhler, Minden i. W.) Verdun 1916. Die Hölle tut sich auf. In Trommelsturm und Todesnot, Sturmangriff, granatentot, die Schicksale und erschütternden Erlebnisse einer Kompanie, einer von den vielen tausend Kompanien, die vorn standen. Szenen von erschütternder Einprägsamkeit. Grauen und Verwüstung, das Dämonische und Unabwendbare des Schicksals. Dazwischen Ruhelage, über denen Frühling und Leben wie eine letzte Verklärung liegen. Dann wieder Patrouille, Meldelauf, unendliche Einsamkeit im weiten Trichtergelände. — Nicht ein Einzelner ist der Held des Buches. In vielen grundverschiedenen Charakteren, primitiven, komplizierten, in der Seele des einfachen Mannes und des Führers, des ehrgeizigen Draufgängers und des für die ihm anvertrauten Menschenleben besorgten, menschlichen Offiziers spiegelt sich das Erlebnis des Krieges.

* Jean Richard Bloch: „Auf einem Frachtdampfer nach Afrika“. Entdeckungsfahrt ins Land des Unbekannten. (Verlag Paul Sohn, Wien IV.) Dieses Reisetagebuch des bekannten französischen Dichters erobert zwei Welten zu unversiegbarem Besitz: den überwältigenden Alltag des modernen kommerziellen Seeverkehrs und die Welt des Schwarzen Mannes. Es wird hier weniger im Stofflichen als im Geistigen entdeckt. Der anmutige Bericht ruft plastische Bilder fremder Regionen und unversehens auch die schicksalsschweren Kräftepannungen der Weltränder und Zentralfragen unseres gesellschaftlichen Lebens herauf. Der Dichter unternimmt eine Erholungsreise auf einem kleinen Frachtdampfer, der „Pantore“, die nach Westafrika fährt, um von dort Erdnüsse und Bananen zu bringen, und diese Reise bringt ihm nicht nur Erholung, sie wird ihm zu einem großen Erlebnis, dem sein Herz, seine Seele sich mit leidenschaftlicher Hingebung öffnet. Sein unbefangenes und kluges Auge entdeckt gewissermaßen die Welt und ihre Vielfalt von neuem: das Meer und seine Romantik, das Leben auf dem Schiffe, die Tiere des Meeres, und vor allem: den Neger, sein Leben, sein Verhältnis zu den Europäern, als deren Repräsentanten allerlei Kaufleute und Schiffskapitäne zu ihm kommen und deren köstlichster der Kapitän der „Pantore“, Herr Chabaneiz, ist.

* „Drachen“ Sage und Naturwissenschaft. Eine volkstümliche Darstellung von W. Bölsche. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.) Man fühlt die Genugtuung des Verfassers, mit der er die Beziehungen und Analogien zwischen Sage und Naturwissenschaft aufzeigt, mit der er darlegt, in welcher ähnlichen Bahnen die Phantasie der Natur und die Phantasie des Menschen verlaufen. Bölsche hätte zur Aufdeckung dieser Beziehungen auch kaum einen geeigneteren Gegenstand finden können.